Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kauffmann, Robert: Süddeutsche Stimmungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Süddeutsche Stimmungen

Von Dr. Robert Kauffmann

Wenn man ein Jahr lang unter Norddeutschen und in Berlin gelebt hat, wird einem gefühlsmäßig deutlich, wie wenig sich trotz fünfzigjährigen Zusammenlebens in einem Reich der Süden und der Norden kennen; und es erscheint einem, beiläufig gesprochen, dabei als eine Utopie, die Verständigung unter den Völkern von einem besseren Sichkennenlernen zu erwarten. Völker können sich gar nicht kennen lernen; und soweit sie es tun, trägt das zum Sichvertragen und Sichlieben noch lange nicht bei. Der Norddeutsche stellt sich uns gegenüber wie der Erwachsene dem Kinde; er muß uns die Zusammengehörigkeit konzedieren, aber er ist im Innersten davon durchdrungen, daß unser Tun ein Spielen ist, und daß das wirkliche Leben nur im Norden gelebt wird. Wir vom Süden umgekehrt sind dadurch einigermaßen in die Rolle von Primanern gegenüber dem Lehrer hineingedrängt worden; wir sind uns unseres Eigenlebens und seines besonderen Wertes sehr wohl bewußt, aber wir sehen vor uns einen Stärkeren, der dieses Leben nicht so recht gelten lassen, es vielmehr in Modelle zwingen will, die wir als uns nicht gemäß fühlen müssen.

Das alles ist in den Friedensjahren zurückgetreten; der Druck als unabänderlich angesehener Verhältnisse kann ja wie eine Hypnose den sozusagen geistigen Körper eines Volkes in den ungewöhnlichsten Stellungen festhalten — solange festhalten, daß die Verrenkung als Natur erscheint. Aber lassen wir die Hypnose aufhören, und die senkrecht emporgereckten Arme fallen nieder; so hat die Umwälzung in dem Kriege und nach dem Kriege den Bann gelöst, unter dem der alte Partikularismus stille gelegen hatte, und heute erhebt der Totgeglaubte in nie wieder für möglich gedachter Kraft sein Haupt.

Das ist in der Tat der überwältigende Eindruck, den in diesen Tagen jeder haben muß, der mit Verständnis im Süden hört: der süddeutsche Partikularismus ist wieder geboren. Er ist nicht mehr bloß eine unschädliche Stimmung von Bierbankphilistern von Tuntenhausen und Wurmlingen, sondern er hat die breitesten Kreise des Volkes, der Führung, der Wirtschaft ergriffen. Er wird ganz zweifellos die zum größten Teil norddeutsch-sozialistischen Männer fügsam machen, die die Revolution im Süden in die Wege geleitet und eingeführt haben. Und er wird aus Stimmung zu politischem Wollen, zu einer ernstesten Gefährdung der deutschen Einheit werden, wenn — und wir scheinen schon nahe davor zu stehen — ihm politische und wirtschaftliche Bedürfnisse des Südens eine feste Grundlage geben.

Die Ausgangspunkte des süddeutschen Partikularismus sind, wenn man auf einen längeren geschichtlichen Zeitraum zurücksieht, in den einzelnen Teilen Süddeutschlands nur teilweise die gleichen. Es fällt auf, daß die Sachsen, deren Partikularismus sonst nicht der kleinste war, diesmal ziemlich unitarisch kommen, und daß die separatistischen Wünsche fast nur in den Gebieten laut werden, die vor zweitausend Jahren unter römischer Herrschaft gestanden haben; es fällt auf, aber ich gestehe, daß ich eine Folgerung daraus nicht herleiten kann. Denn daß diesen Gebieten von damals her eine höhere oder gemeinsame Kultur zugesprochen wäre, wird sich doch nicht behaupten lassen. Denn ihre weiteren Schicksale waren denn doch lange Zeit hernach recht verschieden.

In Bayern ist der Partikularismus fortlaufende Tradition; schon unter den alten fränkischen Königen, und immer wieder unter den Kaisern bis zu der Stauferzeit haben die Bayern ein Eigenleben zu erzwingen verstanden und, oder wenigstens immer wieder auch mit schweren Opfern angestrebt. Und später waren die Bayern bis zum Ende des Reichs die einzigen unter den Süddeutschen, die dauernd große Politik gemacht haben, während sonst im Süden der Sumpf übelster Kleinstaaterei stagnierte. Nimmt man dazu, daß das Land seit 1180

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter der gleichen Dynastie gestanden hat, und daß dadurch die Assimilation der dem Kernlande zuwachsenden, zum Teil recht fremdartigen Stücke sehr rasch und sehr gründlich erfolgte, so ergibt sich das Bild einer einheitlichen geschichtlichen Individualität, deren Partikularismus unter jedem Aspekt verständlich ist.

Die anderen süddeutschen Staaten sind — teils mehr, teils minder, alle aber überwiegend — unnatürliche Gebilde, die der napoleonische Sturm um einen kleinen Kern zusammengeblasen hat. Keiner von ihnen konnte in seinen Grenzen vor 100 Jahren ein dynastisches, Staats- oder sonst ein Zusammengehörigkeitsgefühl vorzeigen; sie sind auch heute noch konfessionell und in den Dialekten in sich selbst nichts weniger als einheitlich. Was sie trotzdem zusammenschweißte (so fest, daß ihre ganz willkürlichen Grenzen auch die jetzige Umwälzung überdauern dürfte), das waren — eine außerordentlich lehrreiche Tatsache — die im Verhältnis zu ihrer deutschen Umwelt ungemein freiheitlichen Verfassungseinrichtungen, mit denen sie fast unmittelbar nach ihrer Entstehung begabt wurden und die seither in ununterbrochenem Fortschritt weitergeführt wurden; das liberale „Musterländle" Baden ist ja sprichwörtlich, steht aber längst nicht allein. Ähnlich wie wir das in Amerika sehen, floß aus diesen Zuständen ein gewisser bürgerlicher Stolz („we are in a free country"), floß eine gewisse demokratische Grundstimmung, nicht so sehr in den staatsrechtlichen Formen (dem weniger wichtigen), als in der Gesinnung von Mensch zu Mensch, von Bürger zu Staat und Regierung. Wozu noch beigetragen haben mag, daß sich das ganze öffentliche Leben im Dialekt abspielt und die Scheidung zwischen der Sprache der Herrschenden und der Bevölkerung, wie sie im niederdeutschen Sprachgebiet die Regel bildet, dem Süden unbekannt ist und monströs erscheint.

Die zuletzt geschilderte Entwicklung ist in Bayern gleichlaufend vor sich gegangen; mit dieser Einheitlichkeit der Grundstimmung sind die Süddeutschen 1870 in das Reich eingetreten. Die innere Annäherung machte nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten zunächst rasche Fortschritte; aber etwa von Beginn des neuen Jahrhunderts an setzte eine Gegenströmung ein, deren letzte Ursache ich in der preußischen Wahlrechtsfrage erkennen zu müssen glaube. Das ausführlich zu begründen, würde zu weit führen; es sei nur darauf hingewiesen, daß im ganzen Süden der Adel weder wirtschaftlich noch politisch eine irgendwie ins Gewicht fallende Rolle spielt, und daß daher die ausschlaggebende Stellung des preußischen Kleinadels in Preußen und damit im Reich, wie sie das preußische Wahlrecht garantierte, dem Süddeutschen (auch dem Konservativen) unsympathisch war und unwürdig vorkam, umsomehr, als sich im „Junkertum" neben vielen tüchtigen doch auch gerade die minder-liebenswürdigen Züge des Preußentums in teilweise recht aggressiver Weise verkörpert fanden. Daß der Instinkt des Südens, der dies nicht den „Junkern", sondern den „Preußen" im allgemeinen zurechnete, damit nicht so ganz im Unrecht war, beweist die Gegenwart.

Nun kam der Krieg. Soweit es sich um die Kämpfer draußen handelte, hätte er, trotz nicht immer ganz unbedeutender Häkeleien unter den Truppen der einzelnen Stämme, sicher letzten Endes die Einheit nur gestärkt; die entscheidenden Fehler wurden auch in diesen Dingen in der Heimat gemacht. Die vollendete Kopflosigkeit der militärischen Bürokratie gegenüber der Tatsache eines nicht bloß vierteljährigen Krieges führte zu der bekannten Konzentration der Kriegswirtschaft und vor allem der Kriegsaufträge in Berlin; es drohte dahin zu kommen, daß die ganze ungeheure Vermögensumwälzung, die die Kriegsgewinne mit sich brachten, fast ausschließlich dem Norden zugute kam, während an den Menschenopfern und Geldkosten der Süden ebenso trug wie der Norden. Ganz soweit ist es ja nun nicht gekommen; aber es bedurfte langer Zeit und unendlicher und verbitternder Kämpfe, um eine einigermaßen gerechte Verteilung der Kriegsaufträge herbeizuführen. Und die Tatsache, daß so gut wie alle Wirtschaftszentralen in Berlin vereinigt waren, mit allen Schwierigkeiten und Reibungen und unvermeidlichen Zurücksetzungen, blieb.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch tiefer grub sich in die öffentliche Meinung die Tatsache ein, daß in den ersten Zeiten der beginnenden Ernährungsschwierigkeiten die Rationierung (wie ich aus eigenen Erfahrungen begründen kann) z. B. in Württemberg und Baden viel früher und strenger durchgeführt wurde als im Norden; und wie dann die Verhältnisse sich umkehrten und für den Norden die auch bei uns anerkannten schweren Tage begannen, da wurde dies durch die alsbald einsetzende außerordentlich preissteigernde Hamstertätigkeit der Norddeutschen überkompensiert. Und dann begann mit der zunehmenden Zermürbung der Nerven das große Schimpfen, das sich bei also gut vorbereitetem Boden (vielleicht unter Nachhilfe von außen) ganz von selbst gegen die „Preußen" richtete; daß „uns die Preußen den Krieg eingebrockt haben", ist infolgedessen eine weitverbreitete Überzeugung.

In diese Lage hinein kam die Revolution. Sie war wohl einheitlich über das ganze Reich hinweg vorbereitet und mußte daher — bei der gleichfalls überall gleichgearteten Stellungnahme der alten Gewalten — zunächst zu den gleichen Wirkungen führen. Aber dann zeigten sich sogleich die Unterschiede. Schon die Form des Abgangs der Monarchen war vor allem in Württemberg, Baden und Hessen, aber auch in Bayern, eine unvergleichlich würdigere; aber noch wichtiger war, daß nun die oben gekennzeichnete demokratische Grundstimmung der Süddeutschen gerade in den wichtigsten Stücken wirksam wurde. Nirgends ist bei uns länger als für ein paar Stunden das bürgerliche Element ausgeschaltet worden; dann gelang überall die Zusammenfassung aller der neuen Lage irgendwie zugewandten Kreise und damit eine unerschütterliche Verankerung der von der breitesten Allgemeinheit als wünschenswert erfühlten Neuerungen im Bewußtsein und Willen des ganzen Volkes. Daß bis jetzt im Norden die Revolution den genau entgegengesetzten Weg gegangen ist, daß insbesondere der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldaten-Rat in sachlich völlig unberechtigter Weise und in einer an nichts mehr als an Oldenburgiana erinnernden Form die Leitung des ganzen Volks an sich gerissen hat und sich vorerst nur unbedeutende Zugeständnisse sichtlich ungern abringen läßt, daß im Norden der Einfluß der Spartacusleute, von denen kein Süddeutscher etwas wissen will, sich gegenüber der Schwäche der Volksbeauftragten immer breiter macht — das hat im Süden nach all dem Vorangegangenen vollends verheerend gewirkt. Uns erscheint die Forderung nach sofortiger Einberufung der Nationalversammlung als das schlechthin Selbstverständliche; wenn die norddeutschen Kreise, die ihre Hinausschiebung wollen, sich noch weiter durchsetzen, dann bedarf es nur eines kleinen Winks der Entente, nur der Erklärung, daß man bloß mit einer vom ganzen Volk in ordentlichen Wahlen bestätigten Regierung Frieden schließen werde, damit die Volksstimmung im Süden die dortigen Regierungen, selbst wenn sie innerlich widerstrebten, zum Abschluß eines Sonderfriedens auch um den Preis der Aufgabe der Reichseinheit unwiderstehlich zwingt.

Es hat keinen Sinn, bestehende Gefahren durch Leugnen aus der Welt schaffen zu wollen: der Norden, der 1870 die Einheit des Reichs geschaffen hat, ist im Begriff, sie zu zerstören, wenn er für die politische Eigenart und die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Südens (und eines großen Teils des Westens) nicht im letzten Augenblick noch etwas anderes als papierne Beschlüsse findet. Wir Süddeutschen wissen genau, daß auch ein großer Teil, vielleicht die Mehrzahl unserer norddeutschen Brüder, denkt wie wir; und es darf auch gesagt werden, daß selbst heute noch der Überzahl von uns jede Trennung bitter schwer fiele. Aber wenn im Norden die andere Richtung siegreich oder auch nur unbesiegt bleibt, dann wird auch das beste Wollen der Reichsfreunde im Süden über die Gewalt der Volksstimmung und der Tatsachen nichts vermögen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG